



Bromberg, Sonntag, den 21. Juli.

Am Moor.

Es wlegen die Wasserbinsen
Sich tief in dunklem Moor;
Die kalten Abendwinde
Rasseln in reifem Rohr.

Das Heer der wilden Enten
Bricht scheu aus dem Schilf jekt;
Rohrdommel sich dicht am Stamme
Der geflappten Weide seht.

Sie schaut nach den dunklen Mammeln,
Die auf dem Wasser sind.
Die Enten zieh'n am Himmel,
Im Rohre rasselt der Wind.

f. Bruno d.

Das Geheimnis
von Hambo.

Novelle

von B. Milár-Gersdorff.
[Fortsetzung.] [Nachd. verb.]

„Gott, ich verplaudere die Zeit und mein Mütterchen wird schon warten,“ sagte Klara schnell. „Herr Doktor, darf ich um meine Mappe bitten?“
„Ja, aber erst die versprochene Hand zur Verjöhnung.“

„Da — Sie Quälgeist!“
Er nahm die kleine Hand fest in die seine und zog das widerstrebende Mädchen an sich heran. Leise, nur hingehaucht, bat er noch: „Und als Schmerzensgeld — einen Kuß!“

„Aber Herr Doktor, was fällt Ihnen ein!“ wehrte sie ab, über und über erröthend.
„Nur ein kleines Küßchen. Nicht? Nun, bist Du nicht willig, so brauch ich Gewalt!“ rief er lustig und küßte die sich heftig Sträubende schnell auf die Wange.

Wie betäubt riß sie sich von Oswald los und flog, ohne einen Blick zurückzuwerfen, die Treppe hinan.

Mama Schulzes Berliner Stube, die von ihr so düster geschildert, war in Wirklichkeit ein großer, heller und sehr behaglich eingerichteter Raum. Der in ihm befindliche Hausrat wurde zwar keiner Stilart gerecht, ver-



Waldinneres. Nach dem Gemälde von E. von Bernuth.

riet aber in seiner Zusammenstellung die ordnungsliebende Hand und das Bestreben, alles recht gemüthlich zu machen. In der breiten Fensterblende hing ein Käfig, in welchem ein Kanarienvogel lustig umherflüpfte und sein Liedchen trillerte. Das Fensterbrett war durch einen kleinen, balkonartigen Anbau aus grün gestrichenem Holz verbreitert und mit blühenden Gewächsen bestetzt. Vor dem altmodischen, bequemen Sofa stand der sauber gedeckte Tisch, an der gegenüberliegenden Wand ein bescheidenes Pianino, über dem die bronzierten Gipsbüsten von Mozart und Beethoven prangten. Wo es sich nur halbwegs rechtfertigen ließ, lag eine gehäkelte Decke und die Wände waren mit Photographieen und Kupferstichen fast ganz bedeckt. Von dem breiten, erkerartig hinausgebauten Fenster bot sich ein freier Ausblick über mehrere Gänge, deren Trennungsmauern zum Teil durch Kastanien und wilden Wein verdeckt wurden; in einem von ihnen plätscherte ein heller Springbrunnen — mit einem Wort — Mama Schulzes geschmückte Berliner Stube bot nach außen wie im Innern ein durchaus freundliches, behagliches Bild. Heute aber hatte Frau Elsa weder für ihre gemüthliche Umgebung, noch für das herrliche Frühlingswetter Sinn; sie war mißgestimmt,

sogar sehr mißgestimmt. Während sie mechanisch den Saum ihrer weißen Schürze durch die Finger gleiten ließ, starrte sie unablässig auf einen großen, vor ihr auf dem Tisch liegenden Brief. „Die dumme Geschichte!“ seufzte sie endlich; „da drin stehts, was mir der Spaß kostet.“

Sie streckte die Hand nach dem Schreiben aus, zog sie aber rasch wieder zurück.

„Nee, lieber nicht! Klara soll ihn zuerst lesen; das arme Wurm muß doch mit ihren sauer erworbenen Groschen herausrücken. Aber wo bleibt nur das Mädchen? So spät kommt sie doch sonst nicht. Herrgott, es wird ihr doch nichts passiert sein?“

„Guten Tag, Muttechen!“ klang es in diesem Augenblick lustig in der Nebenstube.

Mama Schulze atmete auf. „Gottlob, da ist sie!“ entrang es sich ihrer Brust, und so lebhaft, als ihr nicht unbedeutendes Gewicht es zuließ, trippelte sie dem Töchterchen entgegen.

Wenn die Frau in mütterlichem Stolz Klara den Sonnenschein ihres Lebens nannte, so war das ein durchaus treffender Vergleich. Das Mädchen mit dem hellblonden Haar, den großen blauen Augen und dem fast durchsichtig weißen Teint trug wirklich neue Lichtfülle in den Raum.

Klara legte Hut und Mappe eilig ab, setzte sich ans Klavier und fing zum Staunen der Mutter in schmetternden Tönen Mendelsohns herrliches Frühlingslied: „Es brechen in schallendem Reigen“ zu singen an.

Frau Elsa, die vor dem Können und den Talenten ihrer Tochter immer in eine Art von Andacht versiel, ging leise hin und her und hörte, während sie das Essen auftrug, aufmerksam dem Gesange zu. Vor sich hin nickend dachte sie: „Ja, ja, sie ist eben in dem Alter, wo die Frühlingsstimme raus muß; man kennt das — man war ja auch mal jung.“

Nach der zweiten Strophe fand sie sich trotzdem zu der Mahnung veranlaßt: „So, den letzten Vers heb Dir zum Nachtsisch auf, Klara; jetzt komm essen, sonst wird die Suppe kalt.“

„Suppe, Muttechen — bei der Hitze? Nein, das kannst Du nicht verlangen. Ist Du nur; ich singe Dir dazu.“

Mutter Schulze, auffällig gefügig, löffelte ohne Widerspruch ihre Suppe aus.

Nach der Mahlzeit blieb sie gegen ihre Gewohnheit auf dem Sofa sitzen — zu dem üblichen Mittagsschläfchen fehlte ihr heute die innere Ruhe. „Weißt Du,“ begann sie nach einer kleinen Weile, als Klara ihren Gesang mit einer jubelnden Schlusscadenz beendet hatte — „weißt Du auch, daß Du eigentlich gar keinen Grund hast, so gut aufgelegt zu sein?“

Klara blickte ihre Mutter verwundert an.

„Du kannst Dir wohl schon denken, was ich meine?“

„Nein, Mutter.“

„Na, was denn sonst, als die dämliche Gerichtsgeschichte.“

Klara errödete leicht und fragte lebhaft: „Hast Du vielleicht die Kostenrechnung bekommen?“

„Ich glaube ja. Heute vormittag kam ein Brief vom Rechtsanwalt — na, und was sollte da anders drin stehen?“

„Hast Du ihn denn nicht gelesen?“

„Nee — mir fehlte die Courage.“

„Zeig mal her, Mutter!“

„Da liegt er, mein Kind, lies Du ihn. Doch, Klara,“ fuhr sie bedrückt fort, „Du ahnst nicht, wie mir die Sache in den Gliedern liegt; nun muß gewiß Dein schönes Erspartes fürs neue Pianino dran glauben.“

Die Tochter schwieg; daran hatte sie allerdings nicht gedacht. Die Erfüllung eines längst gehegten Lieblingswunsches rückte wieder in die weite Ferne.

„Sag mal,“ hob die Mutter wieder an — „wie groß denkst Du, daß die Kosten sein können?“

Klara zuckte mit den Achseln. „Ja — da fehlt mir jede Uebersicht,“ antwortete sie, erbrach das Couvert und ließ einen raschen Blick über das Geschriebene gleiten.

Angestrichelt betrachtete Frau Elsa die Mienen ihres Kindes. Als sie das Mädchen bis unter die Schläfen erröten sah, fuhr sie besorgt heraus: „Ach, herrjeh, da langt wohl Dein Geld gar nicht?“

Klara, in das Schreiben vertieft, achtete nicht auf ihre Mutter.

„Nun, so red doch endlich mal!“ rief diese ungeduldig.

Das Mädchen hob den Kopf und sagte nachdenklich: „Weißt Du, Mutter, ich glaube, wir haben die Dame hier unten sehr verkannt.“

Frau Elsa machte eine abwehrende Handbewegung. „Na, laß man, Klara, das läßt mich sehr kalt — was kostet denn die Geschichte? Das interessiert mich jetzt mehr.“

„Die Summe ist gar nicht genannt, aber Du ahnst wohl nicht, wer freiwillig die Prozeßkosten tragen will?“

„Freiwillig — Prozeßkosten — wie so?“

„Denke Dir — Fräulein von Radovanovits.“

„Ach was — ist nicht möglich!“

„Doch Muttechen, hier stehts.“

Mutter Schulze schluckte einige Male heftig, als ob ihr etwas im Halse stecke. Es war ihr in diesem Augenblick jämmerlich zu Mute. Ein unbestimmtes, aus Scham und Verwunderung gemischtes Gefühl stieg in ihr auf, für welches sie in ihrer Ratlosigkeit keinen passenderen Ausdruck fand, als die Worte: „Nanu, das Mädchen ist wohl nicht von hier?“

„Das stimmt, Mutter,“ entgegnete Klara heiter, „aber jedenfalls ist Fräulein von Radovanovits eine sehr gebildete, gute Dame, gegen welche Du Dich von Leuten wie Müllers und Ventkes nicht aushezen lassen durfst.“

Fast weinerlich klang es von Frau Elsa zurück: „Märchen, Du hast ja so recht. Müller soll mir noch einmal mit seinen Ratsschlägen kommen, dann werde ich ihm gehörig dienen. Aber was ist denn eigentlich mit dem Brief?“

„Es ist die Kopie eines Schreibens, welches Fräulein von Radovanovits an ihren Rechtsbeistand gerichtet hat. Ich will es Dir vorlesen: Hochverehrter Freund und Berater! Ihre auf diesen Brief ersolgende Straßpredigt kenne ich im voraus, deshalb seien Sie gnädig und schenken Sie mir dieselbe. Ich kann nun einmal mein Gewissen nicht anders entlasten, als indem ich die Gerichtskosten in der leidigen Prozeßgeschichte mit Frau Elsa Schulze auf mich nehme. Der Gerechtigkeit ist durch meine Freisprechung Genüge geschehen, ich für meine Person bin damit völlig zufriedengestellt. Die Frau war schlecht beraten, als sie mich verklagte, aber ich möchte nicht, daß sie für ihre Unbesonnenheit noch mehr büßen soll. So viel ich weiß, ist sie eine in bescheidenen Verhältnissen lebende Wittwe, der ich — wenn auch unwissentlich — Schaden zugefügt habe. Hätte ich jenem plaudernden Herrn nicht die Karten gelegt, so wäre das ganze Malheur nicht geschehen.“

„Hm, hm, das mit dem plaudernden Herrn geht auf den dummen Jungen, den Reinecke,“ warf Mutter Schulze ein.

„Aber, Mutter,“ entgegnete Klara erregt, „Herr Reinecke ist jetzt Doktor der Philologie und durchaus kein dummer Junge mehr.“

„Den nimmst Du noch in Schutz? Hast wohl das Süßholzraspeln ganz vergessen?“

„Gewiß,“ kam es trocken zurück.

„So, so — na, dann lies man weiter!“

Klara fuhr fort: „Ich bitte Sie, verehrter Herr Doktor, die Angelegenheit mit Ihrem Kollegen, dem Anwalt der Klägerin, so zu ordnen, daß der Witwe Schulze keine Kostenrechnung zugeht. Mich lassen Sie gefälltigt, so weit als möglich, aus dem Spiel. Ihnen im Voraus für Ihre Bemühungen dankend, zeichnet hochachtungsvoll Kubiza von Radovanovits.“

Mutter Schulze hatte während des Vorlesens einen großen Beschluß gefaßt, jetzt kam sie damit heraus.

„Nein, Klara, das können wir nicht annehmen! Was der Mensch sich einbrocht, das muß er auseressen.“

„Das denke ich auch, Mutter.“

„Weißt Du, was Du aber könntest?“

„Nun?“

„Zu ihr hinuntergehen, für die gute Absicht danken und mit einfließen lassen, daß uns die ganze Sache sehr leid thäte. Na, Du verstehst mich schon — kannst das besser herausbringen als ich.“

Der Austrag war Klara nicht gerade angenehm, aber sie freute sich doch, die Bekanntschaft der jungen fremden Dame zu machen, die durch ihr einnehmendes Aeußeres, ihr selbstbewußtes Auftreten und durch die soeben an den Tag gelegte Herzensgüte ihr Interesse in hohem Grade erregt hatte. —

Adolf Hagen befand sich wieder einmal in einer jener unbehaglichen Stimmungen, die ihn seit einiger Zeit häufiger als je zuvor heimuchten. Seine freundliche, mit Kunstschätzen verschiedenster Art geschmückte Junggesellenwohnung erschien ihm kalt und öde, alles darin gähnte ihn an und machte ihn unheimlich irrteln. In solchem Zustande geriet er regelmäßig auf denselben Gedanken: daß er leichtsinniger Weise versäumt habe, rechtzeitig zu heiraten und daß es einen beinahe komischen Beigeschmack habe, jetzt noch Hymens Fackel entzünden zu wollen. Nun ja, passende Partien gab es immerhin genug für ihn, aber es handelte sich um eine Bestimmte, um sie, welche diese selbstquälerischen Betrachtungen in ihm herausbeschwor, um das holdselige Töchterlein seines Jugendfreundes. Und wenn sie dann in ihrem ganzen, fast noch kindlichem Liebreiz vor ihm stand, wenn er im Geit ihr frohes Plaudern hörte, ihr heiteres, zutrauliches Wesen sich gegenwärtigte, dann überließ es ihm heiß und kalt, eine grenzenlose Unruhe befiel ihn, er mußte hinaus — weit hinaus — um, wie er zu sagen pflegte, seine Gedanken auszumarschieren, um Ruhe und Fassung wiederzugewinnen. Auch heute bewegte er sich in dem gewohnten Ideenkreise und war eben wieder auf

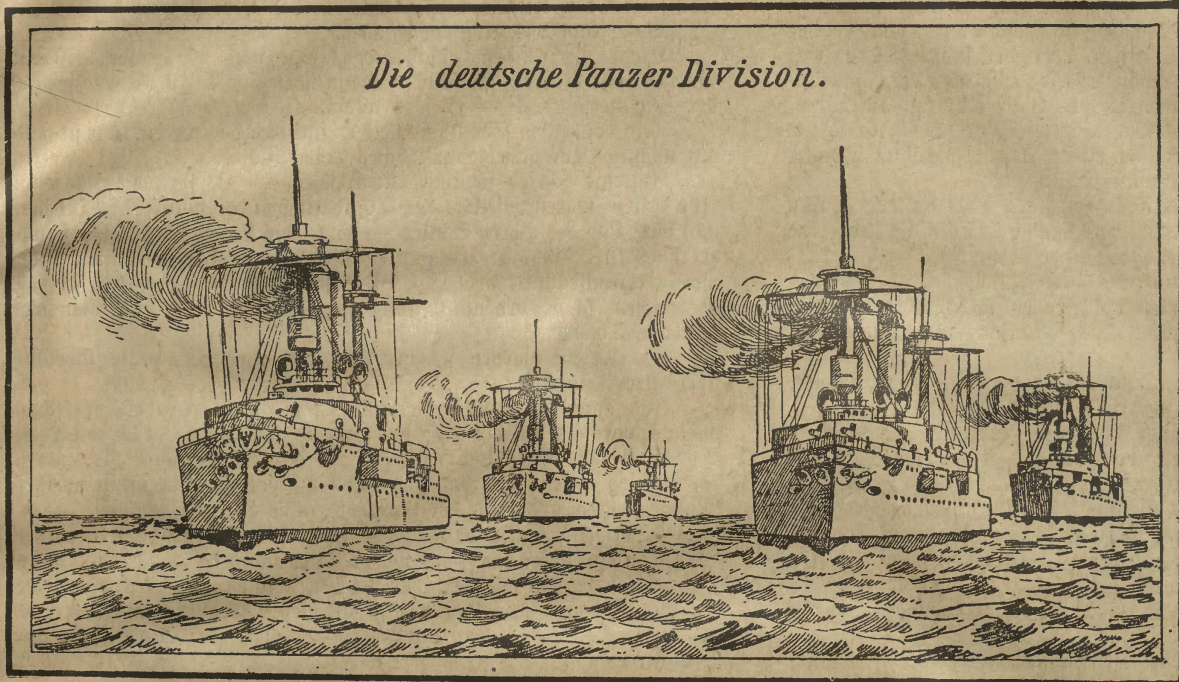
bestem Wege, in seine zwecklosen Betrachtungen zu verfallen, als er mit Verwunderung eine nach dieser Richtung ihm sonst fremde, energische und entschlossene Regung in sich verspürte. Vom Sessel aufspringend, einige Male hastig das Zimmer durch-

hören, ein wildes, herzerreißendes Schluchzen, wie sie es einst wirklich vernommen und nie und nimmer vergessen konnte — die letzte Erinnerung an ihre unglückliche Mutter. Sie fuhr mit der Hand über die Stirn, wie um die finstern Bilder zu bannen,

erhob sich rasch und klingelte. — Eine alte Dienerin trat ein. —

„Laß die Jalousien herab und bringe Licht,“ befahl sie ihr. Die Alte entfernte sich, um nach wenigen Augenblicken mit einer brennenden Lampe zurückzukehren, deren Licht durch einen rosafarbenen Spitzenschleier gedämpft wurde. Sie stellte dieselbe auf ein Mosaiktischchen zu Häupten einer Ottomane, welche schräg in die Stube gerückt war, schloß die Fensterläden und zog die schweren Sammet-Vorhänge zu. Dann richtete sie den Blick auf ihre Herrin und fragte in unterwürfigem Tone: „Befiehlt die Gospodiza sonst noch etwas?“

— „Nein, Stana, danke, Du kannst gehen.“ Während die Dienerin geräuschlos das Zimmer verließ,



schreitend, rief er sich unmutig zu: „So wird es im Leben nichts, es muß etwas geschehen, um diesem unerträglichen Zustand ein Ende zu machen! Den blöden Schäfer zu spielen, bin ich doch wahrhaftig zu alt! Ich muß einen Versuch machen,“ fuhr er, ruhiger werdend, fort, „nißlingt er, so weiß ich doch wenigstens, woran ich bin, und brauche mich nicht länger unnützlich zu quälen, und gelingt es mir — dann — ist ja alles gut. Alles gut?“ wiederholte er sinnend, indem er sich wieder setzte und den Kopf in beide Hände stützte, „und wenn das liebe Kind wirklich mir altem Knaben die Hand reicht, wird damit alles gut? Habe ich denn ein Recht, ihre frische Jugend an meine vierzig Jahre zu fetten, wird nicht Enttäuschung und Reue die unausbleibliche Folge bei ihr — vielleicht auch bei mir sein? Ja, alter Gejelle, da läßt Dich Deine Weisheit gründlich im Stich, hättest Du jetzt nur jemanden, der Dir raten und helfen könnte!“

Er starrte nachdenklich einige Sekunden vor sich hin, als plötzlich eine Wandlung in ihm vorzugehen schien; die Züge belebten sich, eine leichte Röte färbte die Wangen; Jubitza's in seiner Erinnerung bereits ziemlich verblaßtes Bild tauchte mit einem Male klar und leuchtend vor ihm auf; er sah ihre schlaffe, elastische Gestalt, das edelgeformte Antlitz, den träumerisch schwermütigen Blick ihrer dunkeln Augen, und heiß schoß ihm das Blut zu Herzen, so daß er unwillkürlich von seinem Sitz aufsprang.

„Jubitza!“ rief er laut, daß er vor seiner eigenen Stimme fast erschrak. „Jubitza!“ wiederholte er noch einmal leise, wie sein eigenes Echo. „Ja, bin ich denn bei Sinnen?“ flüsterte er, „was drängt sich dieses Bild in meinen Gedankenkreis, und warum gerade jetzt?“ — Er wanderte unruhig im Zimmer hin und her, offenbar arbeitete etwas in seinem Gehirn, das noch der Klärung bedurfte. Endlich nahm sein Gesicht einen heiteren, fast übermütigen Ausdruck an und unter hellem Auf-lachen kam es energisch über seine Lippen: „Wohlan, es sei! Umsonst sollst Du mich nicht gemahnt haben, geheimnisvolle Pythia, ich folge Deinem Ruf, sei es zum Heil, sei es zum Verderben!“

In bester Laune klingelte er seinem Diener, ließ sich Hut und Ueberzieher reichen und verließ das Haus. —

Jubitza war ein Kind des Lichts und Liebe die Dämmerung nicht. Obwohl sich die rot-glühenden Wolken, hinter denen die Sonne am Horizont hinabgestiegen, noch in ihren Fenstern spiegelten, glaubte sie doch schon die ihr feindlichen Geister der Dämmerstunde, jene unheimlichen Vorboten der schwarzen Nacht, zu verspüren. Die immer länger werdenden Schatten gestalteten sich für sie zu traurigen Bildern ihrer Kindheit; sie wählte dann, aus dunkeln Ecken Schluchzen zu

streckte Jubitza sich auf die Ottomane aus, nahm ein Buch vom Tisch und fing an zu lesen. Ihre Gedanken mußten aber wohl bei anderen Dingen weilen, denn schon nach wenigen Minuten lag das Buch in ihrem Schoß und sie starrte trüb und sinnend vor sich hin. „Heute wars,“ kam es wie ein leises Murmeln über ihre Lippen, „heute vor siebzehn langen Jahren, und immer noch sieht alles klar vor meinen Augen, wie an jenem fürchterlichen Tage! Großer Gott! Will die Erinnerung denn nie verblassen, soll ich sie wie einen Fluch durchs Leben schleppen, niemals Erlösung finden?“ Wie ein unterdrückter Verzweilungsschrei klangen die letzten Worte; die jugendliche Gestalt schien unter leichten Schauern zu erbeben, der Blick war starr ins Leere gerichtet. So blieb sie kurze Zeit in dumpfem Brüten regungslos liegen, dann entrang sich ihr die bange Frage: „Ist es denn wahr, daß die Sünden der Eltern an Kindern und Enkeln heimgesucht werden, müssen die Schuldlosen mit den Schuldigen büßen, soll das Rainszeichen ewig auf meiner Stirn brennen?“

Mit nach oben deutenden und langsam, wie zum Gebet sich faltenden Händen sprach sie ernst und feierlich: „Gütiger Himmel, gieb mir ein Zeichen Deiner Gnade, befreie mich von den mich vernichtenden Gedanken und schenke mir Ruhe und Frieden.“

[Fortsetzung folgt.]



Die neue Handelshochschule in Köln a. Rh.

—*— Largo arioso. —*—

Eine kleine Erzählung von Paul Blif.

[Nachdruck verboten.]

Frau Hellwig war, als ihr Mann so plötzlich das Zeitliche gefegnet hatte, nach Leipzig gezogen. Bisher hatten sie ein hübsches Gartenhäuschen in Plagwitz bewohnt — das konnten sie sich schon leisten, denn der brave Hellwig war fleißig und verdiente schönes Geld; nun aber der Familienvorstand heimgegangen war, war es schlecht bestellt um die Witwe und die einzige Tochter. Geld war nicht viel vorhanden und Frau Hellwig und ihre ebenfalls nicht an ernste Arbeit gewöhnte Tochter gingen einer traurigen Zukunft entgegen.

Darum zog Frau Hellwig nach Leipzig. Dort in der großen Stadt war man ungenierter, wenigstens kannte sie da nicht Feder, da man sich nicht stets beobachtet wußte.

Man mietete eine Wohnung aus drei Räumen in der Göttestraße. Zwei Zimmer bewohnten die Frauen und das dritte, das beste, hatte man wohnlich möbliert, das sollte an einen Herrn vermietet werden.

Gleich am nächsten Tage kam auch ein junger Herr, groß, schlank, mit bleichem Gesicht, dunklem Haar und dunklen verträumten Augen, — er war sehr höflich, aber auch sehr ernst, er besah und befragte Alles genau, aber endlich einigte man sich und er mietete; schon eine Stunde später zog er ein. Kurt Salten stand auf seinem Thürschild.

Louise sah durch das Schlüsselloch, ihr Gesicht war fieberrot. „Ein hübscher Mensch, was, Mama!“ rief sie halblaut und sah immerfort in das andere Zimmer hinein. „Ach, er ist Musiker! Er hat einen Violinkasten, ich sehe es ganz genau!“

„Aber, Lieschen,“ rief die Mutter, „sei nicht so neugierig, gleich kommst Du da fort.“

Nur widerstrebend gehorchte die Tochter, aber ihre Gedanken blieben bei dem jungen Künstler.

Eine Stunde später machte der neue Wohnungsgenosse seinen Besuch. — Er sei bereits eingerichtet, es würde ihm schon gefallen. Dann zahlte er seine Miete und schließlich fragte er, ob er den Damen zwei Billets für das „Neue Theater“ anbieten dürfe — „Lohengrin“ würde gegeben — er sei Mitglied der Kapelle und habe manchmal Freibillets.

Mama Hellwig nahm dankend an und bat ihn, zum Kaffee dazubleiben. Er blieb. Man unterhielt sich in vertraulicher Weise, und bald war Herr Salten täglicher Gast der beiden Frauen. Oft spielte er ihnen vor, oft brachte er Billets ins Theater mit.

Nach drei Wochen merkte die Mutter, daß mit Louise eine Veränderung vorgegangen sei, doch sie ließ nichts merken und schwieg, hielt aber die Augen gut auf.

Kurt und Louise liebten einander.

Nach hatten sie kein Wort über ihre Liebe gesprochen, da, einst in der Dämmerstunde — es war ein wunderherrlicher Sommerabend — holte er seine Geige vor und spielte Händels wunderbares „Largo arioso“.

Als er geendet, sah er, wie Louise saß und leise weinte. Und da ging er zu ihr hin, zog sie empor, nahm sie an seine Brust und küßte sie wieder und wieder voll Glückseligkeit . . .

Von dem Tage an waren sie heimlich verlobt. Der Mutter aber sagten sie noch nichts. Zuerst wollte er eine sichere Anstellung mit auskömmlichem Gehalt haben, dann wollte man gleich heiraten.

Monate vergingen. Die jungen Leute genossen ihr heimliches Liebesglück, und die Mutter that noch immer, als sehe sie nichts.

Da kam Anfang März ein Vetter der Frau Hellwig auf Besuch, ein Herr Walbemar Wolter aus Berlin — er erzählte ein Langes und Breites, daß er seit zwei Jahren Witwer und kinderlos sei — und schließlich bat er, Frau Hellwig möge mit ihrer Tochter zu ihm ziehen und seinem Haushalt vorstehen, sie könnten vollständig frei schalten und walten.

Nach langem Ueberlegen entschloß sich Frau Hellwig, den Vorschlag anzunehmen.

Kurt war sehr still als er die Neuigkeit erfuhr, es war ihm, als wenn sein ganzes Glück zu Ende sei. Louise aber, lachend, und voll fecker Laune, beruhigte ihn, daß sie ihm ja treu bliebe, und daß dieser Vetter noch mal ihr beiderseitiges Glück sein würde, indem er eine schwere Mitgift spenden müßte. So redete sie ihm zu, immer

scherzend und lachend. Er aber bemerkte mit heimlichem Schreck, wie sehr sie an den kleinen Neußerlichkeiten des Lebens hing.

Dann kam das Abschiednehmen!

Langsam sah er dem abfahrenden Zuge nach — immer noch ein Grüßen, ein Nicken und Winken, dann über eine Biegung der Geleise, der Zug verschwand — er war allein. —

Mit doppeltem Ernst widmete er sich nun der Arbeit, um so bald als möglich sein geliebtes Mädchen heimzuführen.

Anfangs schrieb sie ihm alle Wochen. — O, sie gefiel sich sehr! Alle Briefe waren voll von den Schilderungen des glänzenden Lebens, voll vom Lob des Herrn Wolter — er sei die Liebenswürdigkeit selbst, er thue Alles, was er ihr nur an den Augen absehen könne; dabei mache ihr alle Welt den Hof, überall sei sie die Königin, so daß Mamachen schon ordentlich stolz geworden sei auf ihre viel umworbene Tochter.

Die Briefe wurden seltener und enthielten nichts als Berichte über ihre Triumphe.

Und dann, zwei Monate später, kam, was er vorahnend schon damals vorausgesehen hatte: sie forderte ihr Wort zurück, da Herr Wolter um sie angehalten habe — und dazu ein langer Brief, worin sie Abschied nahm und ihn um Verzeihung bat, aber sie müsse an ihre Mutter denken und auch der eine sorgenlose Zukunft schaffen. —

Bitterweh lächelte er — nicht einmal den Mut hatte sie, ihre Schuld allein zu tragen — o, wie er sie verkannt hatte — — dann aber schrieb er ihr mit höflichen Worten den letzten Brief, das letzte Liebeswohl — und nun war es aus mit diesem Traum von Glück, aus für immer — — — mit zitternder Hand warf er den Brief in den Postkasten.

* * *

Drei Jahre später.

Aus Kurt Salten ist ein berühmter Geiger geworden; der große Schmerz, der sein Inneres durchrittelt, hat ihn zu dem werden lassen, was er nun ist, nur das Eine giebt es noch für ihn — ganz in seiner Kunst zu leben.

Zum ersten Mal soll er heute in Berlin auftreten. Der Konzertsaal ist dicht gedrängt voll, ein elegantes Publikum hat sich eingefunden, diesen Künstler von Weltruf zu bewundern, der nur einmal auftrat in Berlin.

Endlich tritt er auf. Brausender Jubel empfängt ihn. Er aber dankt nicht. Mit finsternem Gesicht schaut er auf die tausendköpfige Menge, ohne einen zu sehen oder zu erkennen.

Dann spielt er ganz ruhig, mit größter Selbstbeherrschung und mit gewohnter Meisterschaft bis zu Ende.

Wieder dankt ihm stürmischer Beifall und diesmal verneigte er sich tief. Und da mit einmal erblickt er ein Gesicht, an das er nicht hatte denken wollen. Nun war es da. Nun war es aus mit seiner Ruhe, er fühlte, wie er erregter wurde. Alles, Alles war wieder lebendig, alle Wunden wieder offen, all' der alte herbe Schmerz wieder da. Krampfhaft hielt er sich an dem Geländer des Podiums fest und mit übermenschlicher Kraft zwang er die Erregung hinunter.

Da wurden Rufe laut nach einer Zugabe, zuerst vereinzelt, dann aber brausend wie ein Sturm, und da kam ihm ein rettender Gedanke — das war die Befreiung!

„Largo arioso!“

Er spielte es, wie er es nie gespielt hatte — es klang wie Ephärenmusik, wie ein Mahnruf aus einer besseren, schöneren Welt, wo man nicht Haß und Neid kennt, wo nur eins ist — die ewig verzeihende Liebe!

Minutenlang er dankte ihm. —

An demselben Abend sagte Herr Wolter zu seiner Schwiegermama: „Louise ist doch sehr nervös, wir hätten nicht ins Konzert gehen sollen.“

Aber Frau Hellwig lächelte und sagte: „Ach bewahre, das hat gar nichts zu bedeuten — man muß nicht Alles gleich so ernst nehmen.“

Und richtig. Drei Tage später war Frau Louise nicht mehr nervös. Sie nahm auch nichts ernst.

—*— Kampf. —*—

Wer sich im Kampf mit Welt und Dingen
Sein ganzes, volles Herz bewahrt,
Der wird das Herrlichste vollbringen,
Was Menschengestalt geoffenbart.

Dem ist die schwere Kunst gegeben,
Die nicht nach irdischem Wandel fragt,
Freistehend über diesem Leben
Den Gang der Tage sicher wägt.

Ihn quält kein ängstliches Verzagen,
Selbst das Befremden bleibt ihm fern;
Er weiß das alles zu ertragen,
Und drum erträgt er alles gern.



Politiker im „Dreibeinigen Hasen“. Nach einem Gemälde von Georg Meyn.

(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft zu Berlin.)

Lucie Rawen.

Roman von Ferd. Gruner.

[Fortsetzung.]

[Nachdruck verboten.]

Nur Lucies Augen trugen die Kennzeichen heftigen Weinens, und ein guter Teil der harmlosen Fröhlichkeit war in ihr erstorben, seitdem sie wußte, daß Max so tief gesunken sei. So tief! Sie konnte es nicht und mußte es doch glauben. Aber ein inneres Fühlen sagte ihr, daß nur andere ihn schlecht gemacht und daß er zwar leichtsinnig, aber kein Bösewicht war. Nicht nur als Schwester fühlte sie sich gekränkt durch ihn, das Weib regte sich in ihr, ohne daß sie es ahnte.

Brennend war der Schmerz, der ihre jungfräuliche Seele durchzitterte, als sie aus den wenig zusammenhängenden Aeußerungen ihres Vaters entnahm, was für ein Anderer Max geworden sei. Sie ließ daher auch die ersten Briefe, die der Halbbruder an sie sandte, uneröffnet und unbeantwortet. Erst nach Wochen konnte sie sich entschließen, einen derselben zu lesen. Und was ihr da aus den enggefügtten, flüchtigen und doch kraftvollen Schriftzügen entgegenleuchtete, das stimmte sie milder in ihrem Urtheile gegen ihn. Er versprach, sich zu bessern.

Und das kluge Mädchen wußte, ohne daß er es merkte, seine Entschlüsse wesentlich zu beeinflussen und ihn in seinen Vorsätzen zu bestärken. Freudige dunkle Röthe flog über ihr Gesicht, wenn er ihr schrieb, daß er den harten, aber, wie er anerkannte, gerechten Befehl Rawens, sein Haus niemals mehr zu betreten, deshalb so schmerzlich empfinde, weil es ihm nicht mehr vergönnt sei, die fröhliche Ferienzeit an des blonden Schwesterleins Seite zu verbringen. Sinnend saß sie dann zurückgelehnt in dem Sessel, und ein feuchter Schimmer umflorte ihre Augen. Aber Lucie war eine im Grunde energische Natur. Sie verstand, das, was sie dachte und fühlte, in ihrem Innern zu verbergen, denn sie wußte, daß der Wille ihres Vaters ein eiserner sei, daß, wie zärtlich er ihr auch entgegenkam, er doch durch keinen Einfluß denselben ändern ließ, und daß nur die Zukunft es war, auf die sie bauen konnte, auf den mildernden Einfluß der Zeit.

Max hatte auf Lucies Rat, um den Münchener üblen Einflüssen zu entgehen, die Ffarstadt verlassen und in Dresden sein Atelier aufgeschlagen. Nun meinte er es ernst mit der Kunst, und rastlos arbeitete er, um das Versäumte nachzuholen. Seine Mittel waren sehr knapp, denn die Zuschüsse von zu Hause blieben natürlich aus, und das, was er selbst erwarb, war anfangs kärglich genug. Manchmal wollte er da verdrossen werden und mürrisch den Meißel aus der Hand werfen, aber Lucies freundlich-ernste Briefe liehen ihm immer wieder Kraft, den harten Existenzkampf weiter zu führen. Und allmählich ging es ihm besser. Sein rastloses Streben war nicht unbemerkt geblieben, und nach und nach bekam er Aufträge, die ihn wenigstens von den drückendsten Sorgen befreiten. In dem Maße, als er der lähmenden Brotorgen ledig wurde, wuchs auch sein schöpferisches Talent. Seine Entwürfe, die einen kühnen genialen Flug verrieten, gefielen, die Oeffentlichkeit wurde auf ihn aufmerksam, und die Zukunft versprach ihm das Beste.

Er verkannte nicht, daß er ein gut Teil seiner Erfolge dem Einflusse seiner Schwester verdankte, die in der schweren Zeit die Einzige war, welche an ihn geglaubt und ihm mit freudlichem Rate zur Seite gestanden. Zu dem warmen, herzlichen Gefühle, das er Lucie immer entgegen gebracht, gesellte sich nun jenes einer tiefen, aufrichtigen Dankbarkeit. Seine Briefe sprachen dies auch aus. Es war eine beredte Sprache, und Lucie hätte kein Weib sein müssen, um sich nicht dem süßen Schauer hinzugeben, den diese Zeilen atmeten. Was in ihrer jungen Brust sich regte, was ihr das Herz schneller klopfen machte, wenn ihr der Briefträger ein Schreiben von Max übergab, davon ahnte weder Vater noch Mutter etwas.

Frau Rawen hatte nie verstanden, sich jenes rückhaltslose, unbedingte Vertrauen ihrer Tochter zu erwerben, das die Liebe zwischen Eltern und Kindern zu dem edelsten und hochherzigsten Gefühle macht. Wenig freundlich und überaus stolz, fehlte ihr das Verständnis für die Regungen in Lucies Seele, für das Aufspriessen jenes weichen, überquellenden Empfindens, das rein und unberührt nur einmal im Menschenleben sich offenbart.

Rawen war allzu sehr von den Sorgen um sein Gut in Anspruch genommen, und dann hatte ihn doch die traurige Geschichte mit Max tiefer berührt, als er es glauben ließ. Er hatte den warmherzigen Jungen lieb gehabt und es gern gesehen, wenn aus ihm einmal ein tüchtiger Mensch geworden wäre. Darum konnte er Max den schweren Kummer, den er ihm bereitet, nicht verzeihen. Aber er forschte doch in den Zeitungen, ob nicht hier und da sein Name genannt werde und er daraus ersehe, daß er sich gebessert habe. Er fand Maxens Name öfter als er dachte, und stillschweigend gestattete er daher den Briefwechsel seiner Tochter mit Max. Aeußerlich verriet er allerdings

durch nichts, daß er seine Anschauung bezüglich des Stieffohnes geändert habe. Nur zogen sich seine Augenbrauen nicht wie anfangs unwillig zusammen, wenn hier und da Lucie mit einer flüchtigen Bemerkung Maxens Namen nannte.

Dem forschenden Blicke Lucies entging das nicht, und die Hoffnung, daß es zu einer Ausöhnung zwischen Papa und Max kommen würde, regte sich leise in ihr. Ueber das Wie wußte sie sich freilich noch keinen Rat. Maxens rege Phantasie schien ihr das Richtige zu treffen. In einem Briefe legte er ihr seinen Plan dar; eine lebensgroße Büste des Vaters zu schaffen, die er ihm dann mit der Bitte um Verzeihung übersenden wollte. Nach den Photographien, die er besaß, und nach der Erinnerung machte er sich denn, als Lucie freudig seinem Vorschlage zugestimmt, an die Arbeit. Aber der Versuch, wiewohl mit ernstem Eifer begonnen, wollte nicht recht gelingen.

„Ich sehe nur immer Papas zürnendes, erregtes Gesicht von jenem Abende vor mir, als ich das letzte Mal Schloß Rawen betrat,“ schrieb er Lucie. „Wie sehr ich mich auch abmühe, dies zu verschweigen. Jene Scene hat sich zu lebhaft in mein Gedächtnis eingepägt und jedes andere Bild verwischt. Die freundlichen ernstigen Züge Papas wollen mir unter solchen Umständen nicht gelingen. Ich muß daher mein Gedächtnis mit einem neuen, freundlicheren Eindrucke von Papa erfüllen, wenn mein Werk naturwahr werden soll; das heißt, ich muß Papa sehen. Aber auf welche Art soll dies geschehen?“

Lucie wußte auch da Rat.

„Am Brettgrunde läßt jetzt Papa die schon seit Jahren geplante Melioration durchführen, die einige Wochen dauern wird. Papa wird selbstverständlich die Arbeiten nach Möglichkeit persönlich überwachen. Du kannst ihn daher vom Walde des Brettgrundes aus, ohne daß man Dich sieht, beobachten und Dir seine lieben Züge von neuem ins Gedächtnis prägen,“ antwortete sie ihm.

Hätte sie geahnt, welch furchtbare Katastrophe dieser Vorschlag über Max heraufbeschwören würde, sie hätte es nie gethan.

Laut weinend warf sie sich in seine Arme, als er nach drei Jahren wieder, das erste Mal unter so traurigen Umständen Schloß Rawen betrat. Ein paar Minuten lang lag sie an seiner Brust, an seinem klopfenden Herzen und erst als er ihren zärtlichen Kuß auf die Stirn drückte, wandte sie ihr thränenüberflutetes Gesicht dem seinen zu.

Wie mannhast er doch geworden war! Ein schwarzer, üppiger Vollbart umrahmte sein leicht gebräuntes Gesicht, dem die goldene Brille eher das Aussehen eines Gelehrten, als das eines Künstlers gab. Eine schmale Furche durchzog die hohe Stirn und um die Lippen lag ein ernster, von mancher Sorge zeugender Zug.

Nun, da sie ihm so forschend in die großen, freundlichen Augen sah, ging ein leises, freudiges Lächeln über sein Gesicht.

„Daß Du doch endlich kommst!“ sagte Lucie und in den wenigen Worten barg sich ihr ganzes Fühlen für ihn.

Er drückte ihr fest die Hand. „Daß ich kommen wollte, Lucie, weißt Du aus meinen Briefen. Leider war es mir nicht früher vergönnt und nun komme ich zu spät. Ich habe Papa immer geliebt und hochgeachtet, denn er war eine ritterliche Natur durch und durch. Viel gäbe ich darum, wenn es mir noch vergönnt gewesen wäre, ihm die Hand zu drücken und für das, was ich an ihm verschuldet, Vergebung zu erlangen.“ Seine sonore Stimme bebte merklich.

„Ja, es kam alles so jäh und fürchterlich, daß ich es eigentlich noch immer nicht begreifen und glauben kann,“ sagte Lucie und ihre Augen füllten sich von neuem mit Thränen.

Rosend legte Max den Arm um ihren Hals. „Gewiß, Schwesterchen, ich kann Dir's nachfühlen, auch mir trafs wie ein Blitzstrahl aus wolkenlosem Himmel. Aber nun komm und erzähle mir das Ganze, wie Du es weißt.“

Hand in Hand nebeneinanderstehend, entsprach Lucie seiner Bitte. Stockend und leise nur kam es über ihre Lippen und mehr als einmal strich er begütigend über ihre weichen, blonden Haare. Alles erzählte sie ihm, nur jenes letzte Wort des Sterbenden sagte sie nicht. Sie wußte selbst nicht recht, warum sie es ihm verschwieg; des Arztes seltsame Aenderung schloß ihr wohl den Mund. Es war ihr, als würde sie damit Max selbst des furchtbaren Verbrechens anklagen.

Der junge Bildhauer hörte tief erschüttert zu. „Du hast recht!“ sagte er, als Lucie geendet; „diese That ist entsetzlich, ja himmelschreiend. — Ich wüßte nicht, wem Papa einmal etwas zu Leide gethan, daß er eine solche unmenschliche Rache damit herausgefördert hätte. Nach der Lage der Dinge scheint es aber nur

ein Macheaft gewesen zu sein, denn eine andere Motivierung ist noch unsäglich. Dem Untersuchungsrichter wird es hoffentlich gelingen, Licht in diese finstere That zu bringen und uns zu zeigen, wo wir den seigen Muechelbrüder zu suchen haben. Wehe, wenn er mir in die Hände fielt!"

Ueber das ernste Gesicht breitete sich ein harter, erbarmungsloser Zug und die freundlichen Augen schauten finstler und unheil-drohend drein. Unwillkürlich sprang er auf.

Wie ein Schauer lief es durch Lucies Körper, als sie den hochgewachsenen, kräftigen Mann so daselbst sah, starr aufgerichtet, mit zornbebenden Lippen und geballten Fäusten. Das war der Mann, fest entschlossen, den Mord an ihrem Vater zu rächen und den Mörder überall zu verfolgen, wohin seine Spur auch führte, bis die grausige That gesühnt.

Es war ein fast stolzes Gefühl, das sie bei seinem Anblicke empfand.

Langsam erlosch das Feuer in seinen Augen und fast leise fragte er sie: „Eines sagtest Du mir nicht, Lucie. Als Papa die Augen wieder öffnete, erkannte er Euch denn, sagte er nicht ein Wort, bevor er verschied?“

Mit gesenkten Augen schwieg Lucie.

„Also keines! Wenn er doch wenigstens die Kraft gehabt hätte, Eines auszusprechen, den Namen Dessen zu nennen, dem er erlag.“

Lucies Gesicht wurde bleich, und stumm wandte sie sich zur Seite. Wie furchtbar sie diese Worte trafen! Lag doch in ihnen beinahe dieselbe Gedankenfolge, welcher der Arzt Ausdruck gegeben, daß das letzte Wort des Sterbenden nur dem Mörder gegolten haben könne. Es war ein gräßlicher Gedanke, der sie eine Sekunde lang durchzuckte, aber sie konnte sich nicht anders helfen, sie mußte fragen: „Seit wann hast Du Papa eigentlich nicht gesehen, Max?“

So schwer und unbeholfen sprach sie, daß ihr der Halbbruder besorgt in das Gesicht sah. „Du siehst ja totenbleich aus! Bist du unwohl, Lucie?“

Er wollte ihr von dem nebenstehenden Tische ein Glas Wasser hinüberreichen, aber fast heftig wehrte sie ihm ab: „Nein, nein, mir fehlt gar nichts. Aber antworte mir doch, seit wann sahst Du Papa nicht?“

„Gesehen habe ich Papa seit jenem Tage nicht, als ich damals das letzte Mal im Schlosse weilte. Als Du mir vor acht Tagen schriebst, daß die Melioration am Brettgrunde durchgeführt werden sollte, da freute ich mich, denn nun war mir ja endlich wieder Gelegenheit geboten, sein liebes Gesicht zu sehen. Gestern wollte ich zum ersten Male zum Brettgrunde hinauswandern. Ich fuhr von Dresden mit der Bahn bis Bärenstein und von dort schlenderte ich auf Feldwegen langsam dem Brettgrunde zu, durch den ja, wie Du weißt, der Kirchweg vom Bärenstein herüberführt. Ich hatte aber kaum die ersten Bäume erreicht, als es zu tropfen begann. Der Himmel sah drohend genug aus, und so machte ich mich denn, als die Tropfen dünner fielen, unverzüglich auf den Rückmarsch. Leider war ich kaum einige Hundert Schritte gekommen, als das zu erwartende Unwetter mit aller Macht hereinbrach und ich froh war, als ich das

Waaghäuschen vor Bärenstein erreichte. Zwar war ich schon vollkommen durchnäßt, aber es gewährte mir doch einigen Schutz gegen den Hagel, der ziemlich heftig zu werden drohte, glücklicherweise aber nur strichweise ging. Nach einer halben Stunde setzte ich dann im nur leise tröpfelnden Regen den Weg nach dem Bahnhofe in Bärenstein fort. Ich vermied dabei, wie bei dem Herwege, die Hauptgassen und machte durch die Vorstadt einen ziemlichen Umweg. Denn der Eine oder Andere hätte mich doch erkennen können und das wollte ich nicht. Es fiel mir auf oder es schien mir wenigstens, daß ich die Worte „Schloß Rawen“ von den Leuten, die nach dem Gewitterregen vor der Thür standen, mehrmals nennen hörte. Ich fragte in der Folge einen des Weges kommenden, was es denn eigentlich auf Schloß Rawen gäbe. Er sah mich aber nur erstaunt an und sagte dann, ihm sei nicht bekannt, daß etwas Außergewöhnliches dort vorgefallen sei. Am Bahnhofe wandte ich mich mit derselben Frage nochmals an einen Bediensteten, aber auch dieser wußte keinerlei Auskunft. Trotzdem konnte ich mich eines eigentümlichen Gefühles der Beklemmung nicht erwehren. Ganz zerstreut vergaß ich in Dresden sogar das Billet abzugeben und kam mit dem Bahnhofsportier beinahe in Streit, weil ich dasselbe nirgends finden konnte und daher behauptete, ich hätte es ihm schon übergeben. Ich konnte auch die Nacht über kaum schlafen und ich muß gestehen, daß ich am Morgen, als der Telegraphenbote mir Deine Depesche übergab, nur mit zitternden Händen dieselbe öffnen konnte. Die unerklärliche Angst, die mich die ganze Nacht hindurch gequält, hat leider ihre Bestätigung gefunden.“

Wie in der Erinnerung dessen erzählte Max dies, den Kopf auf die Hand gestützt.

Lucie antwortete nichts, aber als er sie ansah, da ging ein jäher Schreck durch seinen Körper. In dem farblosen Gesichte glühten die Augen unheimlich und starr sich in die seinen bohrend. Ihre Finger drückten ihn tief ins Fleisch, als sie ihn mit einem rauhen Kucke am Arme erfaßte.

„Max, sag mir nur eines.kehrtest Du wirklich bei den ersten Bäumen des Brettgrundes um, als der Regen begann? Ist das, was Du sagst, wahr?“ fragte sie atemlos und ihre Stimme klang unnatürlich tief.

Zärtliche Sorge malte sich in den Zügen des jungen Künstlers. Er glaubte nicht anders, als daß Lucies Verstand unter den furchtbaren Aufregungen der letzten zwei Tage gelitten habe. Sanft befreite er sich von ihrem harten Griff und wollte ihre Hand erfassen. Aber sie wehrte ihn ab. „Sprich, Max!“ gebot sie nochmals, fast herrlich.

Er lächelte trübe. „Ich weiß nicht, Lucie, was Du hast. Du weißt, daß ich nie eine Unwahrheit sprach und gar Zügen. Was könnte mich auch dazu bewegen? Oder sollte . . .“ — der starke Mann begann zu zittern und alle Farbe wich aus seinem Gesichte — „solltest Du gemeint haben, daß . . . daß . . .“

Er leuchte und kalte Schweißtropfen perlten auf seiner Stirn. Unter dem unsäglich bitteren fragenden Blicke mußte Lucie die Augen senken. Er sprang auf. „Du, Lucie, mir das . . . mir?“

[Fortsetzung folgt.]

Allelei.

Blinde Kinder. Immer muß man darauf aufmerksam machen, daß der Arzt nur dann Blindheit feststellt, wenn ein Auge nicht mehr zwischen hell und dunkel unterscheiden kann. Dieser Zustand tritt ein, wenn der lichtempfindende und leitende Apparat des Auges, darunter Netzhaut, Sehnerv und gewisse Teile des Gehirns, in ihrem natürlichen Aufbau zerstört sind. Bei Regelwidrigkeiten im Verlauf des Teils des Auges, der für den Lichteinfall und für die Lichtbrechung bestimmt ist, Hornhaut, Linse und Glaskörper, können Gegenstände nicht erkannt werden, weil dem Licht der Zutritt zur Netzhaut nur in ganz beschränktem Maße gestattet ist. Trotzdem kann ein solches Auge blind sein, da sein Träger nicht im Stande war, sehen zu lernen, Bilder zu deuten. Die Ursachen der Blindheit der Kinder sind selbstverständlich verschiedene. Man hat angeborene und erworbene Blindheit auseinander zu halten. Zuerst wäre der Mißbildungen höheren Grades zu gedenken, entstanden aus Wachstumsstörungen nach Entzündung im embryonalen Leben, wodurch fast ausnahmslos dauernde Unmöglichkeit zu sehen gegeben ist. Hierbei giebt es mannigfache Abstufungen, vom vollständigen Fehlen der Augen bis zu Defekten der Augenhäute. — Selbstverständlich ist es nicht möglich, in allen Fällen die Ursache der Hemmungsbildungen und Erkrankungen des kindlichen Auges im Mutterleibe zu ergründen, man weiß aber, daß Krankheit der Eltern, Blutverwandtschaft, Vererbung eine Rolle spielen. Wie groß die letztere sein kann, dafür spricht, daß bestimmte Augenanomalien durch fünf Generationen hindurch beobachtet worden sind. Sehr häufig bringen die Kinder nur die Anlage zur späteren Blindheit mit auf die Welt, so bei bestimmten Netzhaut- und Sehnervenleiden, Staarbildung, die im Lauf der Jahre zunimmt. Erworben sind die vielen unglücklichen Ausgänge der Bindehaut- Eiterung der Neugeborenen, die bei mangelhafter Pflege die Hornhaut angreift und zerstört. Die Erfahrungen der Neuzeit haben die Ausbreitung dieses Prozesses

erblich vermindert und das Contingent an Blinden nach diesem verhütbaren Uebel namentlich in Kulturstaaten auf ein Minimum herabgedrückt. Verletzungen eines Auges mit nachfolgender Erblindung des anderen sind dank rechtzeitigem ärztlichen Eingreifen seltener geworden, operative Hilfe kann heute dem sicheren Verluste des Augenlichts beim grünen Staar der Kinder vorbeugen, und wird die ägyptische Augenkrankheit einer organisierten Kontrolle unterworfen, dann fordert auch sie seltener Opfer. Ist die Blindheit, auf Zerstörung wichtiger Einzelorgane des Auges entstanden, im Sinne des Arztes vollständig geworden, hat das grellste Sonnenlicht auch nicht den geringsten Einfluß mehr auf das Spiel der Pupillen, so ist die Hoffnung, die Sehkraft dem Kranken wieder zu geben, dahin, und die Wohlthaten des Blindenunterrichts treten in ihre Rechte. Wohl aber sind die vom Vater als Blinde bezeichneten Kinder mit jahrelang andauerndem Lidkämpf, mit Hornhauttrübungen, die noch klare Stellen aufweisen, wie Staarbildung, der Behandlung zugänglich. Das äußere Leiden ist oft Gegenstand von Wunderkuren. Taucht man die nicht selten äußerst vernachlässigten Kinder des Ifteren mit dem Gesicht in kaltes Wasser, so öffnen sie die geschlossen gehaltenen Lider. Zuweilen haben die Kleinen allerdings das Sehen verlernt, und sie gleichen in ihrem Verhalten dem Säugling, in dessen Augen sich die Bilder der Außenwelt widerspiegeln, der aber dieselben zu begreifen erst in Jahren lernen muß. Zumeist lehren solchen Kindern die Erinnerungsbilder wieder. Wenn bei Hornhauttrübungen eine durchsichtige Stelle erhalten ist, so kann durch Ausschneidung eines Stückes der Regenbogenhaut ein Teil der Sehkraft gerettet werden, beim Kinderstaar durch Entfernung der Linse. Eine Hauptbedingung ist, daß die Operation möglichst frühzeitig ausgeführt wird, da mit dem Hinausschieben die Hoffnung auf eine möglichst große Sehtüchtigkeit immer geringer wird. Ein Sinnesorgan, das nicht von früh auf geübt ist, bleibt im allgemeinen immer ein schwaches.

✽ **Unsere Bilder.** ✽

Waldbinneres.

Nun bin ich dem stürmischen Treiben der Welt,
Dem Lärmen der Großstadt entronnen,
Und fühlend umfängt mich das grüne Gezelt,
Bom Mittagszauber umspinnen.
Ich grüße dich, schattige Waldesnacht,
Dich moosigen Grund aufs neue,
Dich, Sonne, die durchs Gezweige lacht,
Dich, Himmel, in goldiger Bläue.

Ein Waldquell rauschet nicht weit entfernt,
Ich höre sein Wasser klingen,
Der schwellende Rasen ist blumenbestert,
Und im Busche die Amseln singen.
Buntfarb'ge Libellen, fröhlich zu zweit'n,
Im Sommerwinde gaulen,
Und leuchtende Falter im Sonnenschein
Auf schimmernden Dolben schaukeln.

In blauer Luft und im blühenden Kraut
Nur Jubel und lockendes Flehen,
Und alles verschmilzt zu einem Laut,
Zu einem sel'gen Verstehen.
Und mein Herz wird weit, meine Seele frei,
Fernab dem Weltgetriebe —
Und alles jauchzt eine Melodei,
Und alles klingt: Liebe, Liebe!

Bilma Keller.

Die deutsche Panzer-Division, welche bekanntlich aus Divisionen abberufen ist, steht unter Befehl des Kontreadmirals Geißler und umfasst die Linienfahrzeuge „Kurfürst Friedrich Wilhelm“, „Brandenburg“, „Wörth“, „Weißenburg“ und den kleinen Kreuzer „Hela“.

Die neue Handelshochschule in Köln. Die Handelshochschule der Stadt Köln hat mit dem Mai d. J. ihr erstes Semester feierlich eröffnet. Der verstorbene Ehrenbürger von Köln, G. v. Mevissen, hatte der Stadt für die Anstalt fünf Häuser im Werte von 120 000 Mark und ein Kapital von 700 000 Mark hinterlassen; jedoch sollte die Gründung erst erfolgen, wenn das Kapital durch Zinsen auf 1 000 000 Mark angewachsen sein würde. Darüber waren Jahre vergangen, weshalb die Stadt im Juli 1900 die fehlenden 250 000 Mark selbst zulegte und das am Hansaringe gelegene, im Bau begriffene Hauptgebäude einer neunklassigen Handelshochschule der Handelshochschule überwies. Das Lehrkollegium besteht aus festangestellten Professoren und aus Dozenten: hervorragenden Juristen, Verwaltungsbeamten, Oberlehrern, Technikern u. s. w. Die Hochschule soll jungen Kaufleuten eine theoretisch abgeschlossene, durch praktische Übungen und Beschäftigungen vertiefte, höhere kaufmännische Fachbildung geben, älteren die Möglichkeit bieten, ihr Wissen nach einzelnen Richtungen hin zu erweitern, und Handelsschullehrer, Handelskammer-, Konsular- und Verwaltungsbeamte vorzubilden.

✽ **Nachtisch.** ✽

1. Räffelsprung.

tes	ein	blei	den	Ruhm	gen	ins	im
der	blüh	vol	te	herz	ge	ihr	Frucht
ge	ein	trei	den	tra	auch	oft	sch
zel	ke	te	des	mü	mag	und	stol
schla	weih	wur	wort	nen	zer	ben	wirkt
ße	Fr.	nig	sein	stedt	fort	klei	wir
tes	gen	den	Sprü	ter	doch	der	schrei
bo	gro	dich	we	wun	che	ten	die

2. Ergänzungsräffel.

Oberon, Reiter, Neapel, Selma, Kaiser, Panama, Kelter, Dose, Graus.

Nach dem Hinzufügen je eines Buchstaben ist aus jedem der vorstehenden Worte ein neues Wort zu bilden. Es soll bezeichnen: 1. ein königliches Schloß in England, 2. einen Ort im alten Griechenland, 3. einen Schwimmbogel, 4. einen biblischen Namen, 5. ein heftiges Gift, 6. ein Kap in Südeuropa, 7. einen Frauennamen aus der griechischen Sage, 8. eine griechische Insel, 9. eine Stadt in Dalmatien. Nach richtiger Lösung nennen die hinzugefügten Buchstaben eine Dichtung Bodenstedts.

3. Räffel.

Riegt's irgendwo im Streit mit e,
Magst Du nur unbekümmert sein;
Wie Dir ein gutes Sprichwort sagt,
Tritt bald der Friede wieder ein. —
Mit r such ich zur Sommerzeit
Es gerne auf mit seinen Bäumen,
Da läßt es sich gar wunderhold
Von tausend schönen Dingen träumen.

Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.

1. Stat: Pitt und Coeur-Bube. Vorhand hatte: Karo-Bube, Kreuz-König, Sieben, Pitt-As, Dame, Aht, Coeur-As, König, Neun, Sieben. Hinterhand hatte die übrigen Karten. Vorhand spielt Karo-Bube an, den Mittelhand mit dem Alten nicht, Hinterhand wirft Pitt-Behn ab. Jetzt kommt Mittelhand vom Spiel nicht mehr los.
2. Kaleb, Boreto, Arab, Umbine, Samaden, Gregrovius, Rampfinit, Ostende, Talmud, Herobot. Klaus Groth — Bodenstedt.
3. Sturmhaube.

✽ **Lustiges.** ✽

Bettlerrecht.



„Darf ich Sie vielleicht um eine kleine Unterstützung bitten, mein Herr?“
„Hier!“
„Schönen Dank; ist der Stuhl hier neben Ihnen vielleicht frei?“

Praktische Leute.

Dame (im Kreise ihrer Freundinnen): „Ja, man muß sich einzurichten wissen. Mein Mann hatte ein so schlechtes Geschäftsjahr, daß sich seine Steuern um zwölfhundert Mark verminderten. Mit diesen ersparten zwölfhundert Mark machten wir eine Reise nach Paris. In Paris entdeckte ich eine ausgezeichnete Quelle für Damen-Konfektion. Dort kaufte ich mir für achtzehnhundert Mark Kleider, für die ich in Berlin mindestens dreitausend gegeben hätte; und auf diese Weise hat uns sogar die ganze Pariser Reise nicht einen Pfennig gekostet!“

Bestandene Probe.

Antiquitäten-Händler: „Sehen Sie, hier habe ich einen abgebrochenen, verschnürkelten Zeiger einer Ruckuhr — was ist das?“

Stellensucher: „Ein Zahnstocher der Marquise von Pompadour!“

Antiquitäten-Händler: „Gut — Sie sind engagiert!“

Druckfehler.

Zur Strafe für seine Fahrlässigkeit wurde der Mann wegradiert.

Fach-Eifer.

A.: „So, der Himmlich ist wirklich ein so begeisterter Schauspieler?“
B.: „Ja, wenn der einen Apfel sieht, fängt er schon an, aus dem „Zell“ zu deklamieren.“

Aus der Kaserne.

Wachtmeister: „Wie heißen Sie?“
Rekrut: „Fidor Wasservogel zu dienen, Herr Wachtmeisterleben!“
Wachtmeister: „Ruhig! Hier wird kein Toast ausgebracht!“

Fremdliche Einladung.

Schaulustiger: „Draußen der Mann ruft doch aus, daß der Löwe durch Reisen springt, das geschieht aber gar nicht!“
Menageriebefitzer: „Entschuldigen Sie, ich habe eben zur Zeit niemanden, der in den Käfig geht und den Reisen hält. Wenn es vielleicht der Herr thun will . . . bitte!“

Wiso.

(Inferat.) Liebe Amalie, kehre zurück! Deine Modistin hat eine neue Hutform entdeckt!
Dein Ferdinand.